

I. Einführung

1. Das osmanische Zentrum und seine Peripherien

Die expansive Dynamik des Osmanischen Reiches kam ab der Mitte des 16. Jahrhunderts zum Erliegen. Als die eigentliche Phase des Niedergangs gilt in der Literatur jedoch erst das sogenannte „längste Jahrhundert“ des Imperiums¹. Damit sind die knapp 150 Jahre nach der Unterzeichnung des Vertrages von Küçük Kaynarca vom 21. Juli 1774 zwischen Russland und dem Osmanischen Reich gemeint.² Neben großen Gebietsverlusten, schwerwiegenden völkerrechtlichen Verpflichtungen und den harten Sanktionen, die dieser Vertrag mit sich brachte, hatte er für die Osmanen vor allem symbolische Bedeutung: Das Osmanische Reich verlor mit ihm zum ersten Mal die Hoheit über ein Gebiet, das als dem *dar al-islam* zugehörig betrachtet wurde. So verkündete das Vertragswerk das Ende der osmanischen Kontrolle über das Khanat Krim, das dann nach nur neun Jahren 1783 von Russland annektiert wurde.³ Das Abkommen von Küçük Kaynarca, mit dem die berühmte „Orientalische Frage“ ihren Ausgang nahm, machte das Reich zum Objekt der Großmächte und stellte so das Selbstverständnis der osmanischen Verwaltungselite nachdrücklich in Frage. Diese von der ruhmreichen Tradition großer Eroberungen verwöhnte Trägerschicht des Osmanischen Reiches hatte einst aus dem sich bis zur Ära Süleymans I. (1520–1566) kontinuierlich vergrößernden Staat eine Weltmacht geformt. Jetzt musste sie sich nicht nur mit ganzer Kraft dem Auflösungsprozess entgegenstemmen und die einzelnen Reichsteile unter Kontrolle halten, sondern sah sich auch mit der Erkenntnis konfrontiert, dass diese Aufgabe mit den bisherigen Methoden nicht zu bewältigen war und ein neuer Kurs eingeschlagen werden musste.⁴

Das „längste Jahrhundert“ des Osmanischen Reiches war daher geprägt von einem dramatischen, in immer neuen Varianten ausgefochtenen Machtkampf zwischen dem „Zentrum“ (also dem ideellen und geographischen Herrschaftsraum der

¹ Ein viel zitiertes Buch von İlber Ortaylı trägt den Titel *İmparatorluğun En Uzun Yüzyılı* („Das längste Jahrhundert des Reiches“). Siehe Ortaylı 1983.

² So schreibt Matuz, dass das Osmanische Reich mit dem Vertrag von Küçük Kaynarca nicht nur „seine Großmachtstellung endgültig“ verloren habe, sondern seine Existenz schon damals ernsthaft gefährdet war: „Dass es nicht schon völlig zerfiel, war dem Umstand zu verdanken, dass es zum Zankapfel der rivalisierenden europäischen Mächte wurde, die sich über eine Aufteilung des Osmanischen Reiches nicht einigen konnten.“ Matuz 1980, S. 203.

³ Mehr dazu siehe Davison 1990, S. 21, 29–31, Kunt et. al. 2000, S. 69–71, Shaw 2004, S. 306.

⁴ Schon Ahmet Rasim (1708–1783), der osmanische Verhandlungsführer in Küçük Kaynarca, wies in seinem Aufsatz *Hülasatü'l-Abbar* darauf hin, dass die wahren Verlierer des Krieges diejenigen Bürokraten seien, die immer noch mit der Mentalität von *gaza*-Kriegern den Staat regierten. Sie sollten nun endlich verstanden haben, dass die Zeit der Utopien vorbei sei. Die Beziehungen zwischen den Ländern basiere heute eher auf „Vernunft“ (*akıl*). Nicht „Erneuerungen“, sondern „nicht ausreichende Erneuerungen“ seien der Grund für die osmanischen Niederlagen. Siehe Berkes 1978, S. 83–84.

osmanischen Eliten) und seinen „Peripherien“. Das Verhältnis zwischen Istanbul als dem Machtzentrum und seinen Regionen hatte sich schon zuvor als ein stets komplizierter, zeitlich wie räumlich variabler dynamischer Prozess erwiesen, der nicht selten durch diverse Widerstände der *derebeyi* und *ayans* und sogar durch spontane Volksaufstände (wie beispielsweise die Celali-Aufstände Ende des 16. Jahrhunderts) erschüttert wurde. Nie jedoch hatten die „Regionen“ die Zentralmacht in einem Maße herausgefordert, dass es in der klassischen Zentrum-Peripherie-Beziehung durch den Wegfall der Staatsautorität zum völligen Bruch gekommen wäre. Seit Ende des 18. Jahrhunderts büßte das Zentrum in der Peripherie jedoch einen Großteil seines Einflusses ein und war zur Aufrechterhaltung seiner formalen Machtansprüche gelegentlich sogar auf die Hilfe der peripheren Kräfte angewiesen. So verdankte beispielsweise der bedeutendste Reformsultan der osmanischen Geschichte, Mahmud II., seine Thronbesteigung einem Pakt der *ayans* aus Rumeli, die im Juli 1808 ihre Streitkräfte unter der Leitung von Alemdar Mustafa Paşa in Istanbul einmarschieren ließen, um den dortigen Machtstreitigkeiten, vor allem dem Janitscharenaufstand (*Kabakçı Mustafa İsyanı*), ein Ende zu setzen und für die „Wiederherstellung der Ordnung“ zu sorgen. Das *Sened-i İttifak* („Übereinkommen“, „Dokument der Einhelligkeit“) vom Oktober 1808, das in der Literatur als erster osmanischer verfassungsmäßiger Vertrag (Magna Charta) interpretiert wird, war das Ergebnis dieses Kraftaktes, in dessen Konsequenz das osmanische Zentrum die Macht der peripheren Lokalherren auch *de iure* anerkannte.⁵

Mit diesem Schritt erreichte die feudalistische Dezentralisierung, die mit dem langsamen Zerfall des *timar*-Systems einherging, ihren Höhepunkt.⁶ Die Etablierung zentrifugaler Kräfte wie der *ayans* und *derebeyis* fand ab dem 19. Jahrhundert ihre Ergänzung in der Stärkung einer weiteren peripheren Kraft, nämlich der Provinzgouverneure. Wie gefährlich diese „osmanischen Beamten“ werden konnten, bekam die Zentralregierung zu spüren, als der Marsch des Gouverneurs von Ägypten, Mehmed Ali Paşa, auf die Hauptstadt erst mit britischer Hilfe gestoppt werden konnte.

Obwohl es dem Zentrum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Reform- und Zentralisierungspolitik Mahmuds II. und der *Tanzimat*-Paşas gerade noch gelang, die Autorität des Zentralstaates wiederherzustellen und die abtrünnigen Kräfte unter Kontrolle zu bringen, war der Kampf zwischen Zentrum und Peripherie damit längst nicht zu Ende. Kaum hatte die Zentralmacht über *ayans*, *derebeyis* und Provinzverwalter triumphiert, befand sie sich schon inmitten eines neuen Konflikts, der sich als noch schwerwiegender und dramatischer erweisen sollte. Die aus Europa stammende neue Geistesströmung des Nationalismus begann sich

⁵ Zürcher 1998, S. 30-31, Kreiser 2001, S. 36.

⁶ Spätestens die Entstehung solcher Gegengewichte zur absoluten Macht des Sultans zeigt, dass Begriffe wie die „asiatische Produktionsweise“ (Marx), die „orientalische Despotie“ oder der „hydraulische Despotismus“ (Wittfogel) jeglicher Grundlage entbehren. Siehe Marx 1960 und 1974, Wittfogel 1977.

zur Ideologie der peripheren Emanzipationsbewegungen zu entwickeln. Obwohl die nationale Idee in Europa unter ganz anderen Voraussetzungen entstanden war, fand sie im osmanischen *millet*-System die besten Entfaltungsmöglichkeiten. Für die Ideologen des Nationalismus war das Ancien Régime ein Gefängnis der Völker und Regionen, die unter seinem Dach nicht mehr zusammenleben wollten und konnten. Der Nationalismus wurde zunächst auf dem Balkan, dann aber auch in anderen Reichsteilen zum Sammelbecken neuer zentrifugaler Kräfte, und diese sollten dem Osmanischen Reich schließlich den Todesstoß versetzen.

Die peripheren Reaktionen gegen den Machtanspruch der Zentrale waren im letzten Jahrhundert des Osmanischen Reiches also unterschiedlich motiviert und organisiert. Ebenso variabel fielen die politischen Antworten des Zentrums aus. Die osmanische Politik in den Randzonen unterlag nicht nur regionalen, sondern auch zeitlichen Schwankungen. Die Zentralisierungsmaßnahmen Mahmuds II., die Reformen der *Tanzimat*-Periode, die Ideologie des Osmanismus aus den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts, der Islamismus in der Ära Abdülhamids II. und schließlich der Türkismus der *İttihat ve Terakki* waren verschiedene Spielarten einer Politik, die ihre primäre Aufgabe darin sah, die verloren gegangene Macht des Zentrums zu restaurieren und die Beziehungen zur Peripherie neu zu organisieren, um so die Randgebiete weiter unter Kontrolle zu halten.

Wie viele andere klassische Großreiche und Hochkulturen in der Geschichte sah sich auch das Osmanische Reich als eine „Mitte“, um die herum „Peripherien“ unterschiedlichen Grades gruppiert waren. Zwar wird die Vorstellung, der wahre Mittelpunkt der Welt zu sein, schon durch die islamische Trennung der Welt in *dar al-islam* und *dar al-harb* nahegelegt, sie konnte sich aber erst voll entfalten, als mit der Einnahme Konstantinopels 1453, des legendären „Goldenen Apfels“ (*Kızıl Elma*), das Osmanische Reich seinen eigentlichen Mittelpunkt gefunden hatte.⁷ Istanbul erfüllte als Macht-, Kultur-, und Religionszentrum des untergegangenen oströmischen Kaiserreiches alle Voraussetzungen, um weiterhin als Zentrale nun des neuen, noch im Werden begriffenen Imperiums zu fungieren. Seine Eroberung verlieh dem aufstrebenden osmanischen Staat nicht nur einen kosmopolitischen Charakter, sondern bescherte ihm auch eine „integrative Mitte“ für seine künftige multikulturelle und multiethnische Verwaltungselite, deren Mitglieder aus allen Regionen des Reiches kamen.⁸

Während die Konzentration der Staatsgeschäfte auf Istanbul und seine nähere Umgebung der Markierung eines Zentrums gleichkam,⁹ ließen sich infolge der

⁷ Matuz 1985, S. 58.

⁸ Zum Einfluss des Byzantinischen Reiches auf die osmanischen Institutionen siehe Köprülüade 1931.

⁹ Die Tatsache, dass alle anderen vor Istanbul bezogenen Residenzen (Söğüd, Karaca Hisar, İznik, Bursa, Edirne) gleichfalls im Marmara-Raum lagen, machte dieses Gebiet zum „Kernraum“ bzw. zur „Keimzelle“ des Osmanischen Reiches. Mehr dazu siehe Kreiser 1979, S. 53-63.

kontinuierlichen Eroberungszüge jener Zeit nur schwer die Grenzen der peripheren Räume festmachen. Erst als das Reich nach der sogenannten *yükselme devri* („Phase der Eroberungen“) zwischen 1300 und 1579, in der es sich in alle Himmelsrichtungen ausgebreitet hatte, den weitesten Punkt seiner geographischen, militärischen und wirtschaftlichen Expansion erreicht hatte, konsolidierten sich seine Grenzen für eine relativ lange Zeit. In der *duraklama devri* („Stagnationsphase“) von 1579 bis 1699 kam es zwar gelegentlich noch zu einzelnen Grenzverschiebungen, die Zeit der expansionistischen Gebietserweiterungen war jedoch ein für allemal vorbei. Mit der darauf folgenden *gerileme devri* („Phase der Rezession“) setzten dann Grenzbewegungen in die umgekehrte Richtung ein: Nun hatte das osmanische Reich mit den Folgen unaufhaltsamer Gebietsverluste zu kämpfen.¹⁰

Die osmanischen Peripherien lassen sich nur schwer als „religiöse“, „ökonomische“ oder „geographische“ Peripherien klassifizieren. Zumeist gingen diese „Räume“ im Osmanischen Reich ineinander über bzw. überschnitten sich. Die kulturell, wirtschaftlich und religiös unterschiedlich geprägten peripheren Regionen könnte man aufgrund ihres unterschiedlichen Integrationsgrades, genauer gesagt, aufgrund des unterschiedlichen Grades der Verankerung zentraler Institutionen, etwa als Inneren-Peripherie bzw. Äußeren-Peripherie kategorisieren. Bei einer solchen Hierarchisierung wären dann die Intensität und Ausgestaltung der historischen und verwaltungstechnischen Beziehungen des jeweiligen Gebiets zum Zentrum ausschlaggebend.

Es ist nicht ganz unproblematisch, die Begriffe „Zentrum“ und „Peripherie“, wie sie ursprünglich innerhalb des klassischen Zentrum-Peripherie-Modells geprägt wurden, im Kontext der osmanischen Geschichte zu verwenden. Im Zentrum-Peripherie-Modell, das ab Mitte der 60er Jahre vor allem durch Arbeiten der Dependenztheoretiker Raul Prebisch und André Gunder Frank eine enorme inhaltliche und theoretische Ausweitung erfuhr und große Popularität erlangte, stellten die Begriffe „Zentrum“ und „Peripherie“ zwei entgegengesetzte Pole mit mannigfaltigen Interaktionen dar. Seitdem machte das Begriffspaar eine außergewöhnliche Karriere durch fast alle wissenschaftlichen Disziplinen durch. Die Begriffe haben auch in der heutigen Globalisierungsdebatte Hochkonjunktur, obwohl das Modell, in dem sie in dieser Form zunächst geprägt wurden, weitgehend verworfen ist.¹¹

In der vorliegenden Studie wird eine Zentrum-Peripherie-Metapher verwendet, um das asymmetrisch strukturierte Kräftefeld im Osmanischen Reich/der Türkischen Republik im Untersuchungszeitraum vom Ende des 19. bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts „sichtbar“ zu machen. Dabei wäre es ein sinnloses Unterfangen, auch nur einen Überblick über die osmanische/türkische Politik der Regionen darzubieten oder gar sie im Detail zu analysieren. Selbst die Behandlung ei-

¹⁰ Zu Problemen dieser Periodisierung siehe Kunt et. al. 2000, S. 9.

¹¹ Siehe Prebisch 1964 und 1968, Frank 1968 und 1971. Siehe auch Senghaas 1974, Amin 1975, Wallerstein 1986, 1998 und 2004.

nes kurzen Abschnitts einer solchen regionenspezifischen Politik stellt für den einzelnen Historiker eine enorme Aufgabe dar, nicht zuletzt wegen der Vielzahl der verschiedenen Akteure und der zahlreichen Interdependenzen. Unsere Untersuchung beschränkt sich auf die Verortung von „Macht“ und „Abhängigkeit“ im „geistig-intellektuellen“ und „kulturellen“ Bereich. Es wird versucht, die Interaktion sowie das als Resultat gewisser Kräftekonstellationen entstandene Spannungsfeld zwischen dem Zentrum und der osmanischen/türkischen Intelligenzija in der Peripherie in einer Epoche bedeutender gesellschaftlicher und politischer Umwälzungen zu beobachten.¹² Paradigmatisch konzentriert sich die Arbeit auf die journalistischen Aktivitäten osmanischer/türkischer Intellektueller in zwei ehemaligen osmanischen Regionen: in der Dobrudscha und auf Zypern.¹³

Mit dem Rückzug der Osmanen aus den Randprovinzen fiel der formelle politische Rahmen für ein „klassisches“ Zentrum-Peripherie-Verhältnis weg. Viele betroffene Gebiete lösten sich auch umgehend aus den bisherigen Herrschaftsstrukturen. Dennoch blieben in einigen Regionen intensive Kontakte zum Zentrum auf geistig-kultureller Ebene bestehen. Die Dobrudscha und Zypern gehörten zu den wenigen Regionen, in denen es den türkischen Intellektuellen gelang, über längere Zeit ein „postosmanisches“ Verhältnis zum Zentrum aufrecht zu erhalten. Die Türken beider Regionen betrachteten sich bis zum Ende des hier untersuchten Zeitraumes als Angehörige der *daire-i milliye* (des „Kreises der Nation“). Das Osmanische Reich bzw. die Türkei galt für sie als *valide-i müşfik* („liebvolle Mutter“), die sich in ihren „glücklichen Zeiten mitfreute“ und sie in ihren „schwierigsten Tagen umarmte“ und ihnen die „Tränen trocknete“. ¹⁴

¹² Gerade um dieses auf „Abhängigkeit“ basierende Verhältnis zum Ausdruck zu bringen, ziehen wir hier den Begriff „Peripherie“ der Bezeichnung „Diaspora“ vor.

¹³ Die Verwendung der Adjektive „osmanisch“, „türkisch“ oder „muslimisch“ ist, bezogen auf eine Epoche, in der der Nationalismus in den untersuchten Regionen erst langsam scharfe Konturen annahm und noch keine begriffliche und inhaltliche Klarheit über die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen vermittelte, nicht ganz unproblematisch. Dies gilt vor allem für die Dobrudscha, wo die ethnische und religiöse Vielfalt besonders groß war. Während des Übergangs von „religiös“ bzw. „supranational“ definierten zu nationalen Identitäten waren fast alle muslimisch geprägten Gruppierungen auf dem Balkan mit demselben Problem der konkurrierenden Eigenbezeichnung konfrontiert. Für den osmanisch-muslimisch-türkischen Kontext kann jedoch festgehalten werden, dass „muslimisch“ und „osmanisch“ während der osmanischen Herrschaft und „türkisch“ und „muslimisch“ in der Zeit danach als Oberbegriffe breite Akzeptanz fanden. Dass in dieser Arbeit im Zusammenhang mit den Dobrudschatataren abwechselnd die Begriffe „*Türk*“ und „*Tatar*“ verwendet werden, hat damit zu tun, dass wir uns stark am Begriffsgebrauch der Akteure orientieren. Selbst die radikalsten tatarischen Patrioten mit ausgeprägter antizentristischer Orientierung scheuten sich nicht, für sich selbst „*Türk*“ als Oberbegriff zu verwenden. Um uns eine Diskussion, die den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, zu ersparen, unternehmen wir hier keinen Versuch einer weitergehenden ethnologischen Begriffsbestimmung.

¹⁴ „Anadolu bizim için daima bir valide-i müşfik olarak kalmış, eyyam-ı zaferimizde bizi alıkışlamış evar-ı felaketimizde de gözyaşlarımızı silerek bizi korumuştur.“ *İrşad* (1 Şubat 1921), S. 9: *Anadolu ve istikbali*.

Die Dobrudscha und Zypern weisen als periphere Gegenpole zum Zentrum noch weitere Gemeinsamkeiten und Besonderheiten auf. Beide Gebiete verließen im Zuge des osmanischen Zusammenbruchs im 19. Jahrhundert im selben Jahr das Osmanische Reich, und zwar nicht infolge langwieriger und gewaltsamer Auseinandersetzungen, wie dies sonst fast immer der Fall war, sondern in der Konsequenz eines politisch-diplomatischen Aktes, dessen Voraussetzungen nicht in den beiden Regionen selbst lagen. Während die Dobrudscha gemäß des Berliner Vertrages zunächst zwischen dem neu gegründeten rumänischen Nationalstaat und dem tributären Fürstentum Bulgarien aufgeteilt wurde, bis sie Anfang des 20. Jahrhunderts ganz unter rumänische Herrschaft kam, übernahmen die Briten gleich am 12. Juli 1878 die Herrschaft über die Insel Zypern. Aufgrund dieses mehr oder weniger friedlichen Machtwechsels kam es zwischen den alten und neuen Regierungen nicht zu größeren Spannungen mit nachteiligen Auswirkungen auf die verbliebenen Türken. So war beispielsweise eine gewaltsame Assimilation der Türken kein Bestandteil der Minderheitenpolitik der neuen Regierungen. Auch an einem Bruch in der kulturellen Orientierung der türkischen Bevölkerung am Osmanischen Reich und später der Türkischen Republik waren die neuen Machthaber zunächst einmal nicht interessiert. Die ortsansässigen Türken, die einen großen Teil der Gesamtbevölkerung jener Gebiete ausmachten und aus diesem Grund politisch keineswegs irrelevant waren, konnten somit weiterhin ungehindert ihre kulturellen Beziehungen zum osmanischen/türkischen Staat pflegen.

Diese Rahmenbedingungen hielten nicht nur die Beziehungen der beiden Territorien zum osmanisch-türkischen Zentrum am Leben, sondern ließen auch eine Vertrauensbasis für eine politische Annäherung an die neuen Machthaber entstehen. Trotz des religiösen Unterschiedes wurden die neuen Regierungen daher von der überwiegenden Mehrheit der türkischen Bildungselite nicht als „fremde Herren“, „Kolonialisten“ oder gar „Feinde“ wahrgenommen. Unterstützt durch den politischen und wirtschaftlichen Anschlussprozess entwickelten sich die neuen Machtzentren für die Türken beider Regionen mit der Zeit zu ernsthaften Alternativen zum osmanisch/türkischen Zentrum. Die in den ersten Dekaden des 20. Jahrhundert entstandenen lokalen dobrudschatürkischen und zyperntürkischen Patriotismen waren das Ergebnis dieser Entwicklung, die in anderen ehemaligen osmanischen Regionen in dieser Form nicht stattfand.

Eine Gemeinsamkeit der beiden Regionen bestand auch darin, dass die Türkei-orientierung der einheimischen Intellektuellen in harter Konkurrenz zu zwei zentrifugalen Kräften stand: Die *Enosis* („Vereinigung mit Griechenland“) auf Zypern und der *Tatarcılık* („Tatarismus“) in der Dobrudscha waren nicht nur einfach „Störfaktoren“, die sich gegen die Zentrums-Orientierung der türkischen Gemeinschaften richteten. Sie galten vielmehr als existentielle Gefahr für das Türkentum der Region und wurden entsprechend heftig bekämpft.